



Nr. 17.

Posen, den 23. April.

1893.

Der Freund des Todes.

Eine phantastische Geschichte aus dem Spanischen des Don Pedro de Alarcon.

Deutsch von Babette Arnous.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Sprich! Sprich!“ rief Philipp ängstlich, in der Meinung, Gil Gil hätte geendet. „Sprich! jedenfalls sollst Du von hier aus in ein Gefängniß kommen, in welchem Dich nur die Mauern reden hören. Sprich! Ich will wissen, was die Welt vor meinen Gesinnungen hält.“

Der Ex-Schuster lächelte verächtlich.

„Gefängniß! Galgen!“ rief er, „das ist alles, was die Könige zu sagen wissen. Aber ich fürchte mich nicht. Hören Sie mir noch ein wenig zu, Sire, ich will zu Ende kommen. Für mich ist es nothwendig, Leibarzt zu werden, den Herzogtitel zu erhalten und dreißigtausend Pesos zu verdienen. Ew. Majestät lachen! und doch ist dies für mich ebenso nothwendig, wie für Sie zu wissen, ob Ludwig I. an den Pocken stirbt oder nicht.“

„Wie? Du weißt es?“ fragte der König mit leiser Stimme, ohne das Entsetzen unterdrücken zu können, welches ihm der Jüngling einflößte.

„Ich kann es in der nächsten Nacht wissen.“

„Wie?“

„Ich sagte Ihnen schon, Sire, daß ich der Freund des Todes sei.“

„Und wer ist jener?? Erkläre es mir!“

„Jener? Ich weiß es selbst nicht. Bringen Sie mich in den Palast zu Madrid. Lassen Sie mich den regierenden König sehen und ich werde Ew. Majestät das Urtheil sagen, welches der Ewige auf seine Stirn geschrieben hat.“

„Und wenn Du Dich irrst,“ sagte der Anjou, sich Gil Gil nähernd.

„Dann lasse Ew. Majestät mich hängen.“

„So bist Du also ein Hexenmeister!“ warf Philipp ein, um in einer Art den Glauben zu rechtfertigen, den er Gil Gils Worten schenkte.

„Herr! es giebt keine Zauberer,“ sagte dieser. „Der letzte Zauberer hieß Ludwig XIV. und der letzte Verzauberte war Carl II. Die Krone Spaniens, welche wir Euch schon seit zwanzig Jahren nach Frankreich schicken, eingewickelt in das Testament einer Geisteskranken, wird uns durch die Herrschaft des Teufels, unter der wir seit der Abdankung Carl V. leben, losgekauft. Sie wissen das besser, als niemand sonst, Sire...“

„Leibarzt, Herzog . . . und 30 000 Pesos“, murmelte der König.

„Für eine Krone, die mehr werth ist, als Sie ahnen, Sire,“ entgegnete Gil Gil.

„Hier! mein königliches Wort!“ sagte Philipp feierlich und unter dem Einfluß jener Stimme, jenes Antlitzes ganz von der geheimnißvollen Situation beherrscht.

„So schwöre Ew. Majestät.“

„Ich verspreche es!“ entgegnete der Franzose, „verspreche es, sobald Du mir beweist, daß Du mehr als ein Mensch bist.“

„Helene, Du wirst mein sein!“ flüsterte Gil Gil.

Der König rief den Wache habenden Hauptmann und gab ihm einige Befehle.

„Jetzt, während man Vorbereitungen für Deine Reise nach Madrid trifft, erzähle mir Deine Geschichte, erkläre mir Deine Kunst!“

„Ich will Ew. Majestät willfahren, obgleich ich fürchte, daß Sie weder die eine, noch die andere verstehen werden.“ —

Eine Stunde später fuhr der Kapitän an der Seite unseres Helben nach Madrid, der sein unscheinbares Kleid mit einem prächtigen Gewande aus schwarzem Sammet, das reich mit kostbaren Spitzen verziert war, vertauscht hatte. Gil Gil trug jetzt einen Treppenhut und hatte einen kurzen Degen umgürtet.

Jenes prachtvolle Gewand und eine bedeutende Geldsumme hatte ihm Philipp als Beweis seiner wunderbaren Freundschaft mit dem Freunde des Todes geschenkt.

Folgen wir nun dem guten Gil Gil auf seiner Fahrt, denn es könnte sich ereignen, daß er in den Gemächern der Königin mit seiner angebeteten Helene von Monteclaro oder mit der verhaßten Gräfin Mona e Rionuevo zusammentrafte und es ist nicht leicht, die Einzelheiten eines so interessanten Zusammentreffens kennen zu lernen.

VI. Erste Berathung.

Es war ungefähr sechs Uhr abends, als Gil Gil mit dem Hauptmanne vor den Thoren des Palastes hielt. Eine ungeheure Volksmenge umwogte die Stätte, denn es war bekannt geworden, daß das Leben des jungen Königs in Gefahr schwebte.

Als unser Freund den Fuß auf die Schwelle setzte, fand er sich plötzlich dem Tode gegenüber, der mit hastigen Schritten die Stufen hinaufeilte.

„Schon?“ rief Gil Gil ganz entsetzt aus.

„Noch nicht“, erwiderte ihm die finstere Gottheit.

Der junge Arzt athmete erleichtert auf.

„Wann aber?“ fragte er nach einigen Augenblicken.
 „Ich kann es Dir nicht sagen“, lautete die Antwort.
 „Oh, sprich! ich bitte Dich. Wenn Du wüßtest, was mir Philipp alles versprochen hat.“
 „Ich kann es mir vorstellen!“
 „Nun wohl; ich muß es wissen, wann Ludwig I. stirbt.“
 „Du wirst es zur rechten Zeit erfahren. Tritt ein . . . Der Hauptmann hat bereits die Gemächer der Königin betreten. Er überbringt die Befehle des königlichen Vaters . . . In diesem Momente meldet er Dich als den ersten Arzt der Welt . . . Die Leute haben die Treppen besetzt, um Dich hinauf steigen zu sehen . . . Du wirst dort mit Helene und der Gräfin Nionuevo zusammentreffen! . . .“
 „Oh, rede weiter!“ rief der entzückte Gil Gil.
 „Ein Viertel nach sechs“ — flüsterte der Tod, indem er sich an den Puls fühlte, der ihm als einzige, untrügliche Uhr diente, ohne näher auf die Bitte seines irdischen Freundes einzugehen.
 „Oh, sage mir doch . . .“
 „So höre! Wenn Du mich im Zimmer bei König Ludwig triffst, so wird seine Krankheit nicht mehr geheilt werden.“
 „Wirst Du dort sein? Du sagtest doch, Du wollest noch anderswo hingehen.“
 „Ich weiß es noch nicht, ob ich dort sein werde . . . ich bin allgegenwärtig und wenn ich höhere Befehle erhalte, wirst Du mich sehen.“
 „Was willst Du jetzt thun?“
 „Ich will ein Pferd tödten.“
 Gil Gil wich entsetzt zurück. „Wie!“ rief er aus, „so hältst Du es auch mit den Unvernünftigen?“
 „Was . . . Unvernünftige! Haben etwa die Menschen Vernunft? Es giebt nur eine Vernunft und die ist auf Erden nicht anzutreffen . . .“
 „Sage mir,“ fragte Gil weiter, „haben die Thiere, hat das Vieh, welches wir die Unvernünftigen zu nennen pflegen . . . eine Seele?“
 „Ja und nein. Sie haben einen Geist ohne Freiheit und ohne Verantwortung . . . Doch, geh zum Teufel! Was für lästige Fragen stellst Du . . . Also, lebe wohl! Ich beuge mich jetzt in ein vornehmes Haus, wo ich eine andere Günst für Dich auswirken werde.“
 „Eine Günst für mich? Sprich deutlich! um was handelt es sich?“
 „Eine Heirath zu vereiteln.“
 „Ach! . . .“ rief Gil Gil von einem schrecklichen Verdacht ergriffen.
 „Ich kann es Dir nicht sagen . . .“ flüsterte der Tod;
 „aber nun tritt ein, es ist schon spät.“

„Du machst mich toll!“
 „Beeile Dich, sage ich Dir; Du wirst dort Besseres finden. Erinnere Dich doch, daß Du mein Versprechen hast, Dich vollkommen glücklich zu machen.“
 „Ach! so sind wir noch Freunde! Du hast also nicht daran gedacht, weder mich noch Helene zu tödten!“
 „Sei unbesorgt“, tröstete ihn der Tod mit so viel Traurigkeit und Feierlichkeit, zärtlich und heiter zugleich, mit so viel inniger Liebe im Tone seiner Stimme, daß Gil Gil nicht mehr nachdachte, um den Sinn seiner Worte zu erforschen.
 „Hoffe!“ sagte endlich das in Trauergewänder gehüllte Wesen und wollte sich entfernen; doch Gil hielt es zurück und bat:
 „Wiederhole mir noch einmal die Lehre von den Stunden, damit ich mich nicht irre . . . Wenn Du in der Wohnung eines Kranken bist, ohne ihn anzuschauen, so bedeutet es, daß der Patient seinen Leiden erliegt, nicht wahr?“
 „Gewiß. Stehe ich ihm gegenüber, so bedeutet es, daß er im Laufe des nämlichen Tages stirbt . . . Liege ich bei ihm im Bette, so bleiben ihm noch drei Stunden Frist . . . Umfange ich ihn mit meinen Armen, so wird er nur noch eine Stunde athmen . . . Siehst Du mich, ihm die Stirn küssen, so bete ein Credo für seine Seele.“
 „Du wirst kein Wort zu mir sprechen?“
 „Kein einziges. Mir ist nur erlaubt, Dir durch diese stummen Zeichen den Willen des Ewigen zu verkünden. Du hast vor andern Menschen nur den Vortheil voraus, daß ich für Dich sichtbar bin . . . jetzt aber, lebe wohl . . . vergiß mich nicht.“
 Bei diesen Worten verschwand er im Palaste.

VII.

Das königliche Gemach.

Gil Gil betrat die königlichen Gemächer, ohne weder Neue noch Befriedigung darüber zu empfinden, daß er mit der Personifikation des Todes in Verbindung stehe. Sowie er jedoch die Schwelle des Vorraums betrat, erinnerte er sich, daß er bald seine angebetete Helene sehen würde und alle seine finsternen Gedanken entflohen, wie ein Schwarm Nachtvögel beim Anbruch des Tages.

Mit einem glänzenden Gefolge von Höflingen und andern höchgestellten Adligen durchschritt er Gänge und Säle, um in das Schlafgemach des Königs zu gelangen; überall trafen ihn Blicke der Bewunderung, die seiner Jugend und seltenen Schönheit gezollt wurden. Alle Welt wollte den berühmten Arzt sehen, den Philipp V. von Granja als letzte Zuflucht menschlichen Könnens um Ludwig I. Leben zu retten, geschickt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Aber er vergaß auch Fräulein Mehring nicht. Eine gelegentliche Bestellung des Herrn Butterweck verrieth ihm den Geburtstag der jungen Dame, und er ging mit einem Riesenh bouquet im großen Staat gratulieren. Sie fragte ihn bei dieser Gelegenheit etwas spöttisch lächelnd nach seiner Begleiterin im Theater — er flunkerte, daß seine Wirthinnen sich gleich ihm einen Theaterplatz genommen hätten und daß er dadurch öfter in die Lage gesetzt sei, den Ritter spielen zu müssen. Er brachte das sehr scherzhaft vor, um über der Situation zu bleiben. Am Abend war Gesellschaft bei Mehring's, er — nunmehr Profurist — ebenfalls geladen. Er tanzte sogar mit Fräulein Selma, und es schien ihm, daß sie gern mit ihm plauderte und von ihrer Reserve merklich nachließ. Sie versicherte ihm sogar, er tanze gut! Auf alle Fälle war sie bildhübsch und sie verstand es vortrefflich Toilette zu machen . . .

Warum nicht? — Warum nicht? — klang es in seinen Gedanken, O, es lohnte, sich um dieses Mädchen zu mühen.

Sie warf ihm sogar im Vorübergehen Neckereien zu! — Warum nicht? — warum nicht?

„Ich versuche alles. Freilich von heut auf morgen geht das nicht.“

Und er träumte von ihr auf dem Nachhauseweg, und bis er einschlief. Sie fing bereits an, ihn zu beunruhigen.

Weihnachten brachte Heller wieder, zum wenigsten ein paar Bescherungsstunden, bei Mehring's zu. Es war freilich den Profuristen verboten, zu schenken, doch nahm man es gut auf, daß er Fräulein Selma einen wundervoll arrangirten Blumenkorb verehrte. Er war ja kein armer Teufel! Die Gabe für ihn war: eine Gehaltserhöhung und ein paar hübsche Kleinigkeiten. „Das nächste Mal muß ich Ihnen nun eine Börse häkeln,“ scherzte Fräulein Mehring.

Hellers Hausleut hatten ihn gleichfalls eingeladen, und Fräulein Minna nur in gekränktem Zustande anzuerkennen vermocht, daß er es garnicht umgehen könne, zunächst der Mehring'schen

Einladung zu folgen. Heller hatte zwei Abende lang mit ihr zusammen an dem Baum gepunkt — auch noch, nachdem Frau Briefmeister aus Müdigkeit das Bett aufgesucht. Der arme Glückliche, er mußte beinahe schon laviren, um dies Verhältniß nicht gar zu vertraut werden zu lassen. Und das wurde ihm nicht eben leicht, ein Augenblicksmensch wie er war, so gutmüthig und so eindrucksfähig, seit er dem Junggesellenthum aus Prinzip entsagt!

Er hatte schließlich versprochen, nach seinem Weggang von Meh-rings noch mit den Frauen zusammen zu sein; das that er auch. Der Baum wurde noch einmal angezündet, er holte von oben die verwahrten Geschenke herunter, inzwischen hatte man ihm seinen Antheil zurecht gelegt — Fräulein Minna hatte nicht umhin gekonnt, ihm ein paar Schlaffschuhe und ein Rückentissen zu stiften.

„Minna, wir haben ja die Kisten vergessen!“ — Nun, es waren auch zwei Kisten für Heller angelangt, eine von der Familie des Schwagers, die er so übergelücklich gemacht hatte, und eine aus der Stadt.

„Wie — aus der Stadt? Von wem?“

Eine wundervoll gestickte Schlafdecke — ein Billet: „Ih-rem theuren verehrten Wohlthäter die dankbare Nähmaschinen-Empfängerin.“ — „Sieh da, eine dankbare Seele! Wie hieß sie doch eigentlich —?“ „Ja, das wußte er nicht mehr, den Bittbrief besaß er auch nicht mehr. In Gedanken sagte er sich: „Ich werde bei dem Nähmaschinen-Fabrikanten nachfragen und der Kleinen noch eine nachträgliche Weihnachtsfreude machen.“

Es war ein recht angenehmer Festabend im Ganzen. Und andern Tags half er den Frauen die fette Gans verspeisen, welche der Schwager jede Weihnachten zu schicken pflegte und die er noch jede Weihnacht an die Wirthin abgegeben.

Nachdenklich machte ihn der Brief des Schwagers.

„Ich wollte dich eigentlich beinah' bitten, mir auch einigen Nutzen von deinem Gewinn zufließen zu lassen. Ich könnte hier gut einen kleinen Getreidehandel nebenbei anfangen, der, wie das Beispiel eines Bekannten zeigt, recht nettes Geld abwerfen würde. Ich könnte dir ja keine Sicherheit weiter bieten, als etwa eine letzte Eintragung aus unser Grundstück, die freilich nicht viel zu bedeuten hätte (es lastet schon zuviel drauf) und ebenfalls die Lebensversicherungspolice. Doch würdest Du wirk-lich nicht viel riskiren, und uns könnte es eine große Hilfe sein.“

Der Schwager besaß, nebenbei gesagt, eine Gärtnerei in einem Landstädtchen.

Ja, wenn Heller nur nicht schon alles fortgegeben hätte! Man muß ihn auf später vertrösten.

Stephan Heller ließ sich also in den nächsten Tagen die Adresse des Nähmaschinen-Fräuleins geben: Rosa Berner, Walzmühlgasse 13 — und schickte einen Kehrstrich als Neujahrs-festbraten für die kleine Häuslichkeit, begleitet von einigen Fla-schen Wein aus der (übrigens vortrefflichen) Sendung der Firma Rosenstiel in Mainz; und er vertröstete seinen Schwager.

Er mußte endlich wieder einmal in den Stern-Club gehen! Das gab großes Hallo. Der Compagnon vertraute ihm an, die Sache gehe ganz leidlich, wiewohl der frühere Besitzer empfindlich Konkurrenz mache, er habe leider vergessen, sich aus-zubedingen, daß der in nächster Nähe kein neues Geschäft dieser Art aufstehen dürfe. Doch könne man zufrieden sein. Der Kapellmeister war aus Rand und Band heute: er gab als Grund die Freude an, daß der Gesangsverein die „Heilige Ge-novefa“ einstudiren werde und ihm die halbe Einnahme zuge-sichert habe; er habe auch schon mit einem Verleger so ziemlich abgeschlossen, unter sehr günstigen Bedingungen. Auf dem Nach-hausweg hing er sich an Heller.

„Du, weißt du was, Du könntest mir einen rechten Gefallen thun.“

„Welchen denn?“

„Ich habe viel Zeit auf die „Heilige Genovefa“ gewendet, und ihr Kaufleute wißt: Zeit ist Geld. Da habe ich mich denn ein bißchen hereingeritten. Nun ist so eine verdammte Ehrenschild dabei — Kommerzienrath Liebreich hat mir gegen Ehrenwort vorgeschossen, und ich muß am Ersten zahlen, wo einen so viel andere Bären anbrummen. — Neujahr, Du kannst Dir's denken! Das Fatale dabei ist: Liebreich ist die einfluß-

reichste Person im Gesangsvereins-Direktorium, und wenn ich nicht Wort halte, riskire ich, er macht mir die ganze Auffüh-rung madig. Kannst Du mir nicht die 1000 Mark leihen — gegen Wechsel natürlich. Ich habe keine Menschenseele außer Dir, die ich angehen könnte, ohne mich vor mir selber zu blamiren.“

„Um das ist dumm. Ich habe selber keine 1000 Mark mehr zur Verfügung; Weihnachten hat mich ausgebeutelt.“

„Spaß! Wo ist denn Dein ganzer Gewinn hingekommen, edler Fortunat?“

„Alles fest angelegt, nicht fünf Pfennige kann ich davon wegnehmen.“

„Eine verfluchte Geschichte. Um! — Aber Du hast wenigstens Kredit. Wenn Du mir einen Wechsel gibst, wäre mir's leicht, ihn zu Gelde zu machen. Ich verpfände Dir außerdem die künftige Einnahme von der „Heiligen Genovefa“; 500 Mark fallen allemal ab von der Aufführung, und der Verleger zahlt mir mindestens so viel an. Thu mir den Gefallen.“

„Das ginge.“ Wozu hat man Freunde, wenn sie einem nicht in der Noth helfen wollen? „Komm morgen zu mir, wir setzen die Schriftstücke auf.“

„Du bist ein Engel!“

Auch der Schwager schrieb zu Neujahr: „Du könntest mir ja am Ende Kredit geben, lieber Stephan. Deine Hypothek würde hier als Unterlage genügen, ich bin im hiesigen Kredit-verein Mitglied und habe mich erkundigt.“

Heller kennt seinen Schwager: ein solider und gewissen-hafter, strebsamer Mann. Am Ende — wenn er seine Schwester in etwas bessere Verhältnisse bringen kann . . . „warum denn nicht?“

Er schickt seinem Schwager die Zessionsurkunde mit einem „Vorsicht“ und einem „Glück auf!“ Nun kann der nach Be-lieben drauf diskontiren.

Am Neujahrstage laufen die ersten Zinsen ein: der Kom-pagnon ist pünktlich. Eigentlich muß der Postischwede doch auch Zinsen zahlen — natürlich! werden schon kommen.

Sie kamen zwar nicht, wohl aber der Postassistent Gwald in Person mit der heißen Bitte, sie ihm zu stunden. Es seien zwar nur 6 Mark und einige Groschen, um die es sich handle, aber für ihn sei das viel. „Meinetwegen“, sagte Heller. „Sie zahlen doch wenigstens Ihre Lebensversicherung?“

„Ei, natürlich.“

* * *

Ein Vierteljahr vergeht. Geschäftlich nichts Neues, außer daß sich eines Tages der Reisende des Patentbureaus von Bitter und Bunsenburg einstellt, ein bescheidener netter Mensch, der Heller Abends im Hausflur trifft, nachdem er am Vor-mittag vergeblich den Versuch gemacht, ihn zu sprechen. „Es thut mir leid, ich bin mit Freunden heut' Abend im Stern zusammen — vielleicht kommen Sie mit?“

„Wenn Sie gestatten, mit größtem Vergnügen.“

Im Stern ist heute Siegesfeier: Die „Heilige Genovefa“ ist aufgeführt worden und mit „großem Erfolg“, wie Meier im Lokalblatt versichert. Sie ist wirklich gar nicht so übel ausgefallen! Der Reisende w. rd zwar von einigen Mitgliedern etwas mißtrauisch aufgenommen, aber er gewinnt die Herzen — er thaut auf und ist voll nagelneuer Schnurren aus der Residenz. Auch aus seiner „Branche“ giebt er allerlei Fröhliches zum Besten. Ungeheure Summen sind mit kleinen Nichtsnutzig-keiten verdient worden. Der Kritik-Erfinder ist mehrfacher Millionär — ein Vantastenmann, ein Federhalterfabrikant, viele andere gleichfalls; gerade kleine Spielereien werfen das Meiste ab. Es kommt alles darauf an, daß Fonds vorhanden sind, um eine auffallende Neuheit, die dem Kenner etwas ver-spricht, massenhaft herzustellen und dann durch ausgiebige Reklame in's Publikum zu „lanziren“. Er hat da gerade ein paar famose Sachen auf Lager — die Erfinder sind wie gewöhnlich arme Teufel. So zeigt er ein neues Scheren-muster in Gestalt eines Lieutenants („außerordentliches Geschenk für junge Damen!“), die Griffe durch die Arme mit grüßend

„Wann aber?“ fragte er nach einigen Augenblicken.
 „Ich kann es Dir nicht sagen“, lautete die Antwort.
 „Oh, sprich! ich bitte Dich. Wenn Du wüßtest, was mir Philipp alles versprochen hat.“
 „Ich kann es mir vorstellen!“
 „Nun wohl; ich muß es wissen, wann Ludwig I. stirbt.“
 „Du wirst es zur rechten Zeit erfahren. Tritt ein . . . Der Hauptmann hat bereits die Gemächer der Königin betreten. Er überbringt die Befehle des königlichen Vaters . . . In diesem Momente meldet er Dich als den ersten Arzt der Welt . . . Die Leute haben die Treppen besetzt, um Dich hinauf steigen zu sehen . . . Du wirst dort mit Helene und der Gräfin Mionuevo zusammentreffen! . . .“
 „Oh, rede weiter!“ rief der entzückte Gil Gil.
 „Ein Viertel nach sechs“ — flüsterte der Tod, indem er sich an den Puls fühlte, der ihm als einzige, untrügliche Uhr diente, ohne näher auf die Bitte seines irdischen Freundes einzugehen.
 „Oh, sage mir doch . . .“
 „So höre! Wenn Du mich im Zimmer bei König Ludwig triffst, so wird seine Krankheit nicht mehr geheilt werden.“
 „Wirst Du dort sein? Du sagtest doch, Du wollest noch anderswo hingehen.“
 „Ich weiß es noch nicht, ob ich dort sein werde . . . ich bin allgegenwärtig und wenn ich höhere Befehle erhalte, wirst Du mich sehen.“
 „Was willst Du jetzt thun?“
 „Ich will ein Pferd tödten.“
 Gil Gil wich entsetzt zurück. „Wie!“ rief er aus, „so hältst Du es auch mit den Unvernünftigen?“
 „Was . . . Unvernünftige! Haben etwa die Menschen Vernunft? Es giebt nur eine Vernunft und die ist auf Erden nicht anzutreffen . . .“
 „Sage mir,“ fragte Gil weiter, „haben die Thiere, hat das Vieh, welches wir die Unvernünftigen zu nennen pflegen . . . eine Seele?“
 „Ja und nein. Sie haben einen Geist ohne Freiheit und ohne Verantwortung . . . Doch, geh zum Teufel! Was für lästige Fragen stellst Du . . . Also, lebe wohl; ich beuge mich jetzt in ein vornehmeres Haus, wo ich eine andere Günst für Dich auswirken werde.“
 „Eine Günst für mich? Sprich deutlich! um was handelt es sich?“
 „Eine Heirath zu vereiteln.“
 „Ach! . . .“ rief Gil Gil von einem schrecklichen Verdacht ergriffen.
 „Ich kann es Dir nicht sagen . . .“ flüsterte der Tod;
 „aber nun tritt ein, es ist schon spät.“

(Fortsetzung folgt.)

„Du machst mich toll!“
 „Beile Dich, sage ich Dir; Du wirst dort Besseres finden. Erwinnere Dich doch, daß Du mein Versprechen hast, Dich vollkommen glücklich zu machen.“
 „Ach! so sind wir noch Freunde! Du hast also nicht daran gedacht, weder mich noch Helene zu tödten!“
 „Sei unbesorgt“, tröstete ihn der Tod mit so viel Traurigkeit und Feierlichkeit, zärtlich und heiter zugleich, mit so viel inniger Liebe im Tone seiner Stimme, daß Gil Gil nicht mehr nachdachte, um den Sinn seiner Worte zu erforschen.
 „Hoffe!“ sagte endlich das in Trauergewänder gehüllte Wesen und wollte sich entfernen; doch Gil hielt es zurück und bat:
 „Wiederhole mir noch einmal die Lehre von den Stunden, damit ich mich nicht irre . . . Wenn Du in der Wohnung eines Kranken bist, ohne ihn anzuschauen, so bedeutet es, daß der Patient seinen Leiden erliegt, nicht wahr?“
 „Gewiß. Stehe ich ihm gegenüber, so bedeutet es, daß er im Laufe des nämlichen Tages stirbt . . . Liege ich bei ihm im Bette, so bleiben ihm noch drei Stunden Frist . . . Umfange ich ihn mit meinen Armen, so wird er nur noch eine Stunde athmen . . . Siehst Du mich, ihm die Stirn küssen, so bete ein Credo für seine Seele.“
 „Du wirst kein Wort zu mir sprechen?“
 „Kein einziges. Mir ist nur erlaubt, Dir durch diese stummen Zeichen den Willen des Ewigen zu verkünden. Du hast vor andern Menschen nur den Vortheil voraus, daß ich für Dich sichtbar bin . . . jetzt aber, lebe wohl . . . vergiß mich nicht.“

Bei diesen Worten verschwand er im Palaste.

VII.

Das königliche Gemach.

Gil Gil betrat die königlichen Gemächer, ohne weder Reue noch Befriedigung darüber zu empfinden, daß er mit der Personifikation des Todes in Verbindung stehe. Sowie er jedoch die Schwelle des Vorraums betrat, erinnerte er sich, daß er bald seine angebetete Helene sehen würde und alle seine finsternen Gedanken entflohen, wie ein Schwarm Nachtvögel beim Anbruch des Tages.

Mit einem glänzenden Gefolge von Höflingen und andern hochgestellten Adligen durchschritt er Gänge und Säle, um in das Schlafgemach des Königs zu gelangen; überall trafen ihn Blicke der Bewunderung, die seiner Jugend und seltenen Schönheit gezollt wurden. Alle Welt wollte den berühmten Arzt sehen, den Philipp V. von Granja als letzte Zuflucht menschlichen Könnens um Ludwig I. Leben zu retten, geschickt hatte.

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Aber er vergaß auch Fräulein Mehring nicht. Eine gelegentliche Bestellung des Herrn Butterweck verrieth ihm den Geburtstag der jungen Dame, und er ging mit einem Niesenbouquet im großen Staat gratulieren. Sie fragte ihn bei dieser Gelegenheit etwas spöttisch lächelnd nach seiner Begleiterin im Theater — er flunkerte, daß seine Wirthinnen sich gleich ihm einen Theaterplatz genommen hätten und daß er dadurch öfter in die Lage gesetzt sei, den Ritter spielen zu müssen. Er brachte das sehr scherzhaft vor, um über der Situation zu bleiben. Am Abend war Gesellschaft bei Mehring's, er — nunmehr Prokurist — ebenfalls geladen. Er tanzte sogar mit Fräulein Selma, und es schien ihm, daß sie gern mit ihm plauderte und von ihrer Reserwe merklich nachließ. Sie versicherte ihm sogar, er tanze gut! Auf alle Fälle war sie bildhübsch und sie verstand es vortrefflich Toilette zu machen . . .

Warum nicht? — Warum nicht? — klang es in seinen Gedanken, O, es lohnte, sich um dieses Mädchen zu mühen.

Sie warf ihm sogar im Vorübergehen Neckereien zu! — Warum nicht? — warum nicht?

„Ich versuche alles. Freilich von heut auf morgen geht das nicht.“

Und er träumte von ihr auf dem Nachhauseweg, und bis er einschlief. Sie fing bereits an, ihn zu beunruhigen.

Weihnachten brachte Heller wieder, zum wenigsten ein paar Bescherungsstunden, bei Mehring's zu. Es war freilich den Prokuristen verboten, zu schenken, doch nahm man es gut auf, daß er Fräulein Selma einen wundervoll arrangirten Blumenkorb verehrte. Er war ja kein armer Teufel! Die Gabe für ihn war: eine Gehaltserhöhung und ein paar hübsche Kleinigkeiten. „Das nächste Mal muß ich Ihnen nun eine Börse häkeln,“ scherzte Fräulein Mehring.

Hellers Hausleut hatten ihn gleichfalls eingeladen, und Fräulein Minna nur in gekränktem Zustande anzuerkennen vermocht, daß er es garnicht umgehen könne, zunächst der Mehring'schen

Einladung zu folgen. Heller hatte zwei Abende lang mit ihr zusammen an dem Baum gepunkt — auch noch, nachdem Frau Briefemeister aus Müdigkeit das Bett aufgesucht. Der arme Glückliche, er mußte beinahe schon laviren, um dies Verhältniß nicht gar zu vertraut werden zu lassen. Und das wurde ihm nicht eben leicht, ein Augenblicksmensch wie er war, so gutmüthig und so eindrucksfähig, seit er dem Junggesellenthum aus Prinzip entsagt!

Er hatte schließlich versprochen, nach seinem Weggang von Meh-rings noch mit den Frauen zusammen zu sein; das that er auch. Der Baum wurde noch einmal angezündet, er holte von oben die verwahrten Geschenke herunter, inzwischen hatte man ihm seinen Antheil zurecht gelegt — Fräulein Minna hatte nicht umhin gekonnt, ihm ein paar Schlafschuhe und ein Rückentissen zu stiften.

„Minna, wir haben ja die Kisten vergessen!“ — Nun, es waren auch zwei Kisten für Heller angelangt, eine von der Familie des Schwagers, die er so überglücklich gemacht hatte, und eine aus der Stadt.

„Wie — aus der Stadt? Von wem?“

Eine wundervoll gestickte Schlafdecke — ein Billet: „Ih-rem theuren verehrten Wohlthäter die dankbare Nähmaschinen-Empfängerin.“ — „Sieh da, eine dankbare Seele! Wie hieß sie doch eigentlich —?“ „Ja, das wußte er nicht mehr, den Bittbrief besaß er auch nicht mehr. In Gedanken sagte er sich: „Ich werde bei dem Nähmaschinen-Fabrikanten nachfragen und der Kleinen noch eine nachträgliche Weihnachtsfreude machen.“

Es war ein recht angenehmer Festabend im Ganzen. Und andern Tags half er den Frauen die fette Gans verspeisen, welche der Schwager jede Weihnachten zu schenken pflegte und die er noch jede Weihnacht an die Wirthin abgegeben.

Nachdenklich machte ihn der Brief des Schwagers.

„Ich wollte dich eigentlich beinah' bitten, mir auch einigen Nutzen von deinem Gewinn ausfließen zu lassen. Ich könnte hier gut einen kleinen Getreidehandel nebenbei anfangen, der, wie das Beispiel eines Bekannten zeigt, recht nettes Geld abwerfen würde. Ich könnte dir ja keine Sicherheit weiter bieten, als etwa eine letzte Eintragung auf unser Grundstück, die freilich nicht viel zu bedeuten hätte (es lastet schon zuviel drauf) und ebenfalls die Lebensversicherungspolice. Doch würdest Du wirk-lich nicht viel riskiren, und uns könnte es eine große Hilfe sein.“

Der Schwager besaß, nebenbei gesagt, eine Gärtnerei in einem Landstädtchen.

Ja, wenn Heller nur nicht schon alles fortgegeben hätte! Man muß ihn auf später vertrösten.

Stephan Heller ließ sich also in den nächsten Tagen die Adresse des Nähmaschinen-Fräuleins geben: Rosa Berner, Walfmühlgasse 13 — und schickte einen Kührücken als Neujahrs-festbraten für die kleine Häuslichkeit, begleitet von einigen Fla-schen Wein aus der (übrigens vortrefflichen) Sendung der Firma Rosenstiel in Mainz; und er vertröstete seinen Schwager.

Er mußte endlich wieder einmal in den Stern-Club gehen! Das gab großes Hallo. Der Compagnon vertraute ihm an, die Sache gehe ganz leidlich, wiewohl der frühere Besitzer empfindlich Konkurrenz mache, er habe leider vergessen, sich aus-zubedingen, daß der in nächster Nähe kein neues Geschäft dieser Art aufstehen dürfe. Doch könne man zufrieden sein. Der Kapellmeister war aus Rand und Band heute: er gab als Grund die Freude an, daß der Gesangsverein die „Heilige Ge-novefa“ einstudiren werde und ihm die halbe Einnahme zuge-sichert habe; er habe auch schon mit einem Verleger so ziemlich abgeschlossen, unter sehr günstigen Bedingungen. Auf dem Nach-hausweg hing er sich an Heller.

„Du, weißt du was, Du könntest mir einen rechten Gefallen thun.“

„Welchen denn?“

„Ich habe viel Zeit auf die „Heilige Genovefa“ gewendet, und ihr Kaufleute wißt: Zeit ist Geld. Da habe ich mich denn ein bißchen hereingeritten. Nun ist so eine verdammte Ehrenschild dabei — Kommerzienrath Diebreich hat mir gegen Ehrenwort vorgeschossen, und ich muß am Ersten zahlen, wo einen so viel andere Bären anbrummen. — Neujahr, Du kannst Dir's denken! Das Fatale dabei ist: Diebreich ist die einfluß-

reichste Person im Gesangsvereins-Direktorium, und wenn ich nicht Wort halte, riskire ich, er macht mir die ganze Auffüh-rung madig. Kannst Du mir nicht die 1000 Mark leihen — gegen Wechsel natürlich. Ich habe keine Menschenseele außer Dir, die ich angehen könnte, ohne mich vor mir selber zu blamiren.“

„Um das ist dumm. Ich habe selber keine 1000 Mark mehr zur Verfügung; Weihnachten hat mich ausgebeutelt.“

„Spaß! Wo ist denn Dein ganzer Gewinn hingekommen, edler Fortunat?“

„Alles fest angelegt, nicht fünf Pfennige kann ich davon wegnehmen.“

„Eine verfluchte Geschichte. Um! — Aber Du hast wenigstens Kredit. Wenn Du mir einen Wechsel gibst, wäre mir's leicht, ihn zu Gelde zu machen. Ich verpfände Dir außerdem die künftige Einnahme von der „Heiligen Genovefa“; 500 Mark fallen allemal ab von der Aufführung, und der Verleger zahlt mir mindestens so viel an. Thu mir den Gefallen.“

„Das ginge.“ Wozu hat man Freunde, wenn sie einem nicht in der Noth helfen wollen? „Komm morgen zu mir, wir setzen die Schriftstücke auf.“

„Du bist ein Engel!“

Auch der Schwager schrieb zu Neujahr: „Du könntest mir ja am Ende Kredit geben, lieber Stephan. Deine Hypothek würde hier als Unterlage genügen, ich bin im hiesigen Kredit-verein Mitglied und habe mich erkundigt.“

Heller kennt seinen Schwager: ein solider und gewissen-hafter, strebsamer Mann. Am Ende — wenn er seine Schwester in etwas bessere Verhältnisse bringen kann . . . „warum denn nicht?“

Er schickt seinem Schwager die Zessionsurkunde mit einem „Vorsicht“ und einem „Glück auf!“ Nun kann der nach Be-lieben drauf diskontiren.

Am Neujahrstage laufen die ersten Zinsen ein: der Kom-pagnon ist pünktlich. Eigentlich muß der Postischwede doch auch Zinsen zahlen — natürlich! werden schon kommen.

Sie kamen zwar nicht, wohl aber der Postassistent Gwald in Person mit der heißen Bitte, sie ihm zu stunden. Es seien zwar nur 6 Mark und einige Groschen, um die es sich handle, aber für ihn sei das viel. „Meinetwegen“, sagte Heller. „Sie zahlen doch wenigstens Ihre Lebensversicherung?“

„Ei, natürlich.“

* * *

Ein Vierteljahr vergeht. Geschäftlich nichts Neues, außer daß sich eines Tages der Reisende des Patentbureaus von Bitter und Bunkenburg einstellt, ein bescheidener netter Mensch, der Heller Abends im Hausflur trifft, nachdem er am Vor-mittag vergeblich den Versuch gemacht, ihn zu sprechen. „Es thut mir leid, ich bin mit Freunden heut' Abend im Stern zusammen — vielleicht kommen Sie mit?“

„Wenn Sie gestatten, mit größtem Vergnügen.“

Im Stern ist heute Siegesfeier: Die „Heilige Genovefa“ ist aufgeführt worden und mit „großem Erfolg“, wie Meier im Lokalblatt versichert. Sie ist wirklich gar nicht so übel ausgefallen! Der Reisende w.r.d zwar von einigen Mitgliedern etwas mißtrauisch aufgenommen, aber er gewinnt die Herzen — er thaut auf und ist voll nagelneuer Schnurren aus der Residenz. Auch aus seiner „Branche“ giebt er allerlei Fröhliches zum Besten. Ungeheure Summen sind mit kleinen Nichtsnutzig-keiten verdient worden. Der Kritik-Erfinder ist mehrfacher Millionär — ein Bautaftenmarn, ein Federhalterfabrikant, viele andere gleichfalls; gerade kleine Spielereien werfen das Meiste ab. Es kommt alles darauf an, daß Fonds vorhanden sind, um eine auffallende Neuheit, die dem Kenner etwas ver-spricht, massenhaft herzustellen und dann durch ausgiebige Reklame in's Publikum zu „lanziren“. Er hat da gerade ein paar famose Sachen auf Lager — die Erfinder sind wie gewöhnlich arme Teufel. So zeigt er ein neues Scheeren-muster in Gestalt eines Lieutenants („außerordentliches Geschenk für junge Damen!“), die Griffe durch die Arme mit grüßend

an den Helm gelegten Händen gebildet; ferner eine Cigarrenspitze mit darauf liegender Ente, welche letztere beim Raucheinfragen den Schwanz hebt; einen Meerschäumkopf, an welchem Nichts zu sehen ist, auf dem sich aber beim Anrauchen ein Bild entwickelt (er zeigte ein nicht eben salonfähiges Muster) . . . er hat leider im Augenblick nicht mehr bei sich. Hunderttausende sind mit diesen Sachen zu verdienen! Aber er hat auch industriell wichtige Patente und wird sie Herrn Heller morgen zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Dieser macht ein nachdenkliches Gesicht. Er meint, daß er kein Geld zur Verfügung hat (vielleicht ist das schade!), und fragt sich: ob der Kapellmeister wohl zahlen werde, nun die Ausführung stattgehabt.

Der Kapellmeister ist kreuzvergnügt und spendirt, was einer haben will. Und der Reisende begleitet Heller auf dem Heimweg und erfährt von diesem, daß er augenblicklich zwar auf kein Geschäft rechnen kann, daß Hellern die Sache aber sehr einleuchtet und daß er schreiben wird, sobald er wieder Geld disponibel hat.

Ein Jude König von Polen?

Von S. A. Ptaszynski.

(Nachdruck verboten.)

Eine der merkwürdigsten und bis auf den heutigen Tag der Aufklärung bedürftigen Episoden der polnischen Geschichte ereignete sich während der Königswahl im Sommer des Jahres 1587 zu Warschau. Eine große Anzahl nämlich jüdischer Familien in Deutschland, England, Rußland und Polen führt ihren Ursprung auf einen Stammvater Namens Saul Wahl zurück, von dem die Ueberlieferung erzählt, daß er in jenen stürmischen Tagen für einen Abend und die darauf folgende Nacht in aller Form Königs von Polen gewesen sei. Die Nachricht klingt so seltsam, daß es wohl der Mühe lohnt, ihr etwas tiefer auf den Grund zu gehen und das darüber vorhandene Material zusammen zu stellen. Soviel scheint festzustehen, daß der Sache ein geschichtlicher Kern zu Grunde liegt; es kommt nur darauf an, ihn aus seinen im Laufe der Zeit angelagerten Umhüllungen herauszuschälen. Zum näheren Verständniß ist es vorerst nöthig, die politische Situation jener Zeit in wenigen Worten zu kennzeichnen.

Der kraftvolle, kluge und zielbewußte König Stephan Batory war am 12. Dezember 1586 inmitten weitausschauender Pläne plötzlich gestorben. Schon zu seinen Lebzeiten hatten die inneren Unruhen ihren Anfang genommen, die dem darauf folgenden Wahl-Reichstage den Stempel einer höchst tumultuarischen und zum Theil der gesetzlichen Grundlagen entbehrenden Veranstaltung verleihen, demnächst zu einer Doppelwahl führen und zu offenem Bürgerkrieg ausarten sollten. Auf der einen Seite stand der König mit seinem Großkanzler Johann Zamojski nebst allen Elementen der staatlichen Autorität. Auf der andern Seite hatten die Führung die drei Brüder Zborowski und zwar: Johann Kastellan von Gnesen, Andreas Hofmarschall und Christoph — Mitglieder eines alten, angesehenen und machtvollen Adelsgeschlechtes, sämtlich von glühendem Ehrgeiz und tödtlichem Haß gegen den Kanzler beseelt, verwegene Parteigänger und (nebenbei gesagt) mehr oder minder dem Protestantismus zugethan. Einen vierten Bruder, Samuel mit Vornamen, einen talentvollen, ungestümen und gewaltthätigen Mann in der Blüthe der Jahre, hatte der Kanzler noch bei Lebzeiten König Batory's in Vollstreckung eines gegen ihn vom höchsten Gerichtshof des Landes gefällten Todesurtheils, als er in herausfordernder Weise den Bann brach und mit einer bewaffneten Schaar in Krakau erschien, gefangen gesetzt und mit Einwilligung des Königs (am 26. Mai 1584) auf öffentlichem Markte zu Krakau enthaupten lassen. (Derselbe hatte auf dem Schloßhofs zu Krakau, während König und Senat zu gemeinsamer Berathung im Schlosse versammelt waren, mit einem andern Edelmann Streit angefangen und ihn tödtlich verwundet.) Seitdem gewannen die Wirren des Reiches mehr und mehr den Charakter eines Parteikampfes zwischen den Häusern Zamojski und Zborowski.

Solange König Batory lebte, war alle Wuth der Beleidigten ohnmächtig. Als er aber zwei Jahre darauf verschied, war durch die bevorstehende Königswahl der Anlaß zu offener Fehde gegeben. Die Zborowski's mit ihrem Anhang betrieben die Wahl des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich, während von den übrigen Kandidaten schließlich nur der Prinz Sigismund von Schweden, für den sich auch der Kanzler erklärte, ernstlich in Betracht kam. Die Vorbereitungen wurden beiderseits von langer Hand getroffen, wobei es an Reibungen der verschiedensten Art nicht fehlte. Endlich versammelte sich im Juli 1587 der Wahl-Reichstag zu Warschau. Er war einer der stürmischsten Reichstage überhaupt — von Parteiungen zerrissen, durch blutige Händel und Gewaltthaten in Stadt und Umgegend gekennzeichnet. Die Partei des Kanzlers, die im Laufe der Verhandlungen durch die gesammte Geistlichkeit verstärkt wurde, tagte gesondert und wählte am 19. August einstimmig den Prinzen Sigismund zum Könige.

Die Gegenpartei, die weitaus in der Minorität war, unmittelbar darauf den Erzherzog Maximilian.

König Sigismund wurde am 28. Dezember 1587 in Krakau gekrönt. Der Erzherzog, durch die falschen Darstellungen seiner Parteigänger über die Stimmung im Lande getäuscht, erschien in der That in Polen, um von der Krone Besitz zu ergreifen, wurde aber von dem Kanzler, der zugleich Reichsfeldherr war, am 24. Januar 1588 bei Bitche angegriffen und aufs Haupt geschlagen,

gerieth selber in Gefangenschaft und kehrte erst später, nichts weniger als mit Vorbeeren bedeckt, nach Oesterreich zurück.

Dies die politische Lage und der Wahl-Reichstag, in dessen Verlauf sich der merkwürdige Zwischenfall mit dem Saul Wahl ereignet hat. Die Chroniken und sonstigen geschichtlichen Aufzeichnungen aus jener Zeit erwähnen mit keiner Silbe eines ähnlichen Vorganges, obgleich sich darunter solche von recht zuverlässigen Zeitgenossen befinden.* Bei diesem Mangel jeden geschichtlichen Quellenmaterials sind auch die späteren polnischen Geschichtsschreiber außer Stande, eine historische Darstellung des Sachverhalts zu geben, obwohl ihnen die Ueberlieferung von dem Eintags-König bekannt war. J. Lelewel thut ihrer Erwähnung. Hiernach soll Saul zu dem Großkanzler Zamojski in freundschaftlichen Beziehungen gestanden und den Radziwills Geldgeschäfte vermittelt haben. Auch erwähnt Lelewel gerüchtweise, daß, als im Jahre 1815 in Brest (Brzesz) in Littauen eine alte Synagoge abgebrochen wurde, man des Saul Wahl königliches Wappen in eine Marmortafel eingemeißelt vorgefunden habe. Es soll einen Löwen dargestellt haben, der sich selber eine Krone aufs Haupt setzt. Irgendwo in Littauen soll auch eine mit goldenen Lettern geschriebene Urkunde aufbewahrt werden, die die Wahl Sauls bestätigt und beschreibt. Im Uebrigen kommt Lelewel, der sich lediglich auf die höchst unzuverlässigen Ueberlieferungen angewiesen sieht und in den Quellenwerken keine Bestätigung der Ereignisse findet, zu keinem Ergebnis in Bezug auf den geschichtlichen Werth der Erzählung. Er meint nur, sie scheine einen fernen Nachklang der alten Sitte der Slaven darzustellen, ihre Anführer durch einen bloßen Zufall zu bestimmen.

Ebenso resultatlos in Bezug auf die geschichtliche Feststellung bleiben die Untersuchungen W. A. Maciejowski's, der allerdings schon ein reicheres Material zu der räthselhaften Frage vorgefunden hat. So erwähnt er auch eine genealogische Zusammenstellung über die Familie Wahl, die ein Rabbi in Brüssel ausgearbeitet hat. Es wird darin der Ursprung nach Deutschland verlegt. Die Hauptlinie des Stammes soll in der Familie der Lubliner fortleben. In der Sache selbst aber gelangt auch Maciejowski zu keinem bestimmten Ergebnis, sondern läßt es im Wesentlichen dabei bewenden, was Lelewel darüber zu sagen wußte.

Ihre einzige Stütze in bestimmter literarischer Gestalt findet die Familienüberlieferung in einer hebräischen Handschrift, die sich in der Bibliothek zu Oxford befindet. Dieselbe ist in einer Zusammenstellung aller über Saul Wahl in Umlauf befindlichen Ueberlieferungen zum ersten Male im Jahre 1854 in London unter dem Titel „Gedulah Saul“ im Druck erschienen und obwohl die ganze Veröffentlichung in historisch kritischem Betracht werthlos ist, so erhält sich doch durch den Abdruck der Oxford'schen Handschrift eine hervorragende Bedeutung.

Nach den hier angegebenen Daten ist Saul Wahl im Jahre 1541 geboren und lebte als Rabbi in Brest in Littauen. Hier soll er prächtige Bauten aufgeführt (was vielleicht mit der oben gedachten fabelhaften Erzählung von der marmornen Inschrift in einer alten Synagoge in Uebereinstimmung zu bringen ist) und bei seinem Tode den Armen der Stadt eine goldene Kette vermacht haben, die er angeblich einstens vom Könige erhalten hat. Diejenige Stelle, die für uns das meiste Interesse hat, bezieht sich auf das Königthum Saul Wahls und stellt einen wörtlichen Abdruck aus der Handschrift dar, deren Verfasser sich als einen Nachkommen Sauls bezeichnet und die Erzählung aus dem Munde seines Vaters im Jahre 1734 gehört haben will.

(Fortsetzung folgt.)

*) So z. B. Reinhold Heidenstein, zuerst Sekretär des Großkanzlers Zamojski und später König Sigismund III. Er war vermöge seiner Stellung in alle hier in Betracht kommenden Ereignisse eingeweiht, auch bei dem Wahl-Reichstage von 1587 im Lager des Kanzlers persönlich anwesend. Seine „Rerum Polonicarum etc. Libri XII.“ enthalten nichts, was darauf hinweisen möchte.